

Aus Erziehung wird Beziehung

Eine Familie nimmt in einem Restaurant Platz. Die Kellnerin notiert die Bestellung der Erwachsenen und wendet sich dann dem jüngsten Sohn zu. „Und was darf’s für dich sein, Kleiner?“ fragt sie. „Ich möchte einen Hot dog“, kommt schüchtern die Antwort. Noch ehe die Kellnerin es aufschreiben kann, unterbricht die Mutter: „Nein, nein, keinen Hot dog, bringen Sie ihm Kartoffeln, Braten und etwas Karottengemüse.“ Aber die Kellnerin nimmt überhaupt keine Notiz von der Mutter. „Möchtest du Ketchup oder Senf zu deinem Hot dog haben?“ fragt sie den Jungen. „Ketchup“, antwortet er und strahlt über das ganze Gesicht. „Kommt sofort“, sagt sie und geht zur Küche. Als sie fort ist, herrscht betretenes Schweigen am Tisch. Endlich schaut der Junge seine Eltern an und sagt: „Seht ihr, sie denkt, ich bin echt.“

Das Bild vom Kind

Es ist das Bild vom Kind, das unseren Umgang mit ihm prägt, hat Anna Tardos aus dem Pikler-Institut in Budapest immer wieder betont.

Es macht einen gravierenden Unterschied, ob wir in einem Säugling bei seiner Geburt einen Menschen sehen, den wir als verständig und empfindsam betrachten oder ob wir ihn als „noch nicht fertigen Menschen“ ansehen. Dementsprechend werden wir ihn auch behandeln.

Die Pflege verläuft meistens folgendermaßen: wir versorgen den Säugling, säubern ihn, geben ihm zu essen, kleiden ihn warm; wir erfüllen alle seine Grundbedürfnisse. Wir nehmen dabei aber nicht wahr, dass alles, was wir mit einem Säugling tun, unvorbereitet geschieht, wenn wir ihm keine Möglichkeiten geben, sich darauf einzustellen. Dafür müssen wir ihn informieren, ihm mit Worten Orientierung geben, um ihn auf das, was kommen wird, vorbereiten zu können. Diese Worte richten wir aber nur an ihn, wenn wir davon ausgehen, dass er sie auch versteht, dass es sinnvoll ist, über diese Dinge mit ihm zu reden.

Und damit sind wir wieder beim Bild vom Kind, das unser Verhalten beeinflusst.

Wie oft habe ich schon die erstaunte Frage zu hören bekommen: „Ja, versteht er denn das schon?“

Wenn man Kinder beobachtet, ihren Blick, mit dem sie unseren Worten lauschen, und unsere Handlungen begleiten, dann beginnt man wahrzunehmen, dass sie sehr wohl verstehen bzw. zumindest interessiert sind: Daran, dass sich jemand mit ihnen unterhält, diese Worte an sie gerichtet sind und mit ihrer Person zu tun haben.

Doch ist es nicht damit getan, Worte zu äußern und im nächsten Atemzug zu handeln. Dies wird einem sehr bald bewusst, wenn man wiederum das Kind beobachtet. Man wird feststellen, dass sein Blick schnell abgelenkt und es nicht mehr aufmerksam mit uns in Kontakt ist. Dieser kleine Mensch verliert aufgrund der Tatsache, dass er sich nicht mehr angesprochen erlebt, das Interesse.

Natürlich ergibt sich die Frage, wodurch er sich angesprochen fühlt, denn wir haben Worte an ihn gerichtet. Angesprochen und ernst genommen erlebt sich der Säugling, wenn er erfährt, dass uns seine Reaktion wichtig ist und es uns ein Anliegen ist zu erfahren, wie unsere Worte bei ihm ankommen. Und dafür braucht es Zeit und Achtsamkeit. Es kann der Blick, der Ausdruck des Säuglings sein, der uns bestätigt, ob er bereit ist. Es kann ebenso der Tonus im Körper sein, der vermittelt, „ich bin bereit, dass du mich hochnimmst, ich kann mich dir anvertrauen“, aber auch der Tonus, der uns sagt, „ich bin noch nicht bereit“. Die Spannung, die wir spüren, wenn wir ein kleines Kind aus seinem Bett hochnehmen wollen, ist ein Zeichen dafür, dass es noch unsicher ist, ob es sich anvertrauen kann oder es noch Zeit

braucht, um Vertrauen zu finden. All diese Momente und unsere Reaktion darauf ermöglichen den Aufbau von Beziehung und stellen die Grundlage für Vertrauen dar.

Die Bereitschaft eines Kindes, unserer Erwartung zu folgen, das Jäckchen anzuziehen, indem es seinen Arm entgegen streckt, ist ein deutliches Zeichen für Interesse, Vertrauen und Freude an der Begegnung. Wenn wir die Bedürfnisse des Kindes ernst nehmen, erlebt es sich von Anfang an als Person ernst genommen und erfährt sich als einen für den anderen wertvollen Menschen. Das Kind macht dadurch, dass es einen aktiven Beitrag zum Miteinander leistet, die ersten Erfahrungen von sozialer Kompetenz.

Den Menschen als Mensch ernst nehmen

Ich denke, jeder Erwachsene kann sich in Situationen hineinfühlen, wo er in seinem Bedürfnis nach Orientierung missachtet wird. Wie beängstigend und verunsichernd erleben wir den Moment, wenn Ärzte oder Pfleger/Innen zur Tür hereinkommen und beginnen, zwar miteinander zu reden, aber sich nicht an uns wenden, wir keine Auskünfte bekommen, nicht mit einbezogen werden in das Gespräch. Wenn wir weder wissen, was sie tun werden noch warum, befinden wir uns in einem Zustand reiner Anspannung.

Ich glaube auch, dass wir diesen Zusammenhang zwischen innerer Bereitschaft und dementsprechender Handlung oder Behandlung für das Wohlbefinden des Organismus, für seine harmonische und gesundheitsfördernde Entwicklung, viel zu wenig in Betracht ziehen.

Dies führt uns auch zur zweiten Komponente in diesem Zusammenhang. Wenn wir von Menschwerdung sprechen, dann geht es nicht nur darum, wie sich der Mensch als Mensch in der Begegnung erlebt, durch Berührungen, durch Botschaften, die an seinen Körper gerichtet werden. Es geht auch darum, wie er sich erlebt in Verbindung mit seinem Potential an Fähigkeiten, das er seit seiner Geburt in sich trägt.

Angesichts der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte könnte man davon ausgehen, dass jedem Menschen zugestanden wird, dass er mit einem Entwicklungspotential auf die Welt kommt. Es geht darum, geeignete Bedingungen zu schaffen, damit dieses Potential zur Entfaltung gelangen kann: durch selbst bestimmtes Lernen und nicht durch den allwissenden Erwachsenen, der ihm alles beibringen will.

Auf dieses Gedankengut stieß ich zum ersten Mal durch die Beschäftigung mit der Pädagogik von Maria Montessori. Ausgehend davon wurde ich dann Jahr für Jahr mit ähnlichen Anschauungen konfrontiert, ob es kurz danach die Pädagogik von Emmi Pikler war, die Erkenntnisse des französischen Entwicklungspsychologen Jean Piaget, des Begabungsforschers Heinrich Jacoby und seiner Kollegin Elsa Gindler oder die Neurobiologie. Es ist eine Tatsache, dass es viele unterschiedliche Bereiche gibt, in denen man von einem Potential ausgeht, das jedes Wesen antreibt zu lernen, zu forschen, zu entdecken.

Und neben all diesen Erkenntnissen waren es vor allem kleine Kinder, die mich durch ihre Lebendigkeit davon überzeugt haben. Allen voran mein eigener Sohn, der mich Tag für Tag lehrte, wie interessiert, neugierig, lebendig und kooperativ er sein kann, wenn die Bedingungen geeignet sind.

Von diesen Beobachtungen ausgehend müsste es jedem reflektierenden Menschen absurd erscheinen, Kinder von außen anzutreiben, sie mit unzähligen Mitteln und Möglichkeiten motivieren zu wollen, tätig zu werden.

Emmi Pikler hat dies auf karikierende Weise versucht zu vermitteln, indem sie genau die Szenen auf Film aufgenommen hat, die wir tagtäglich beobachten können: Kleine Kinder im Kinderwagen, die mit Rasseln unterhalten werden, Kinder, die man in die Höhe wirft, damit sie „vor Freude“ lachen, denen man entgegen grinst, damit sie auch grinsen, die in vielfältiger Form zum Lachen angeregt werden mit Aktionen, die von den Erwachsenen ausgehen und der Stimulierung des Kindes dienen sollen. Würde man auch in diesen Fällen genauer hinschauen und die Kinder beobachten, dann würde man registrieren, mit welcher Irritation und Verwunderung sie im besten Falle reagieren. Im schlimmsten Falle, mit welcher Verwirrung bis zu Verstörung, die sich in Weinen, Verzweiflung und Unsicherheit äußert.

Vertrauen ins Leben entwickeln – Alles zu seiner Zeit

Damit Kinder Vertrauen ins Leben entwickeln können, braucht es vor allem die Möglichkeit zur Entwicklung von Selbstvertrauen. Und Selbstvertrauen im Zusammenhang mit Selbstgefühl kann nur entstehen, wenn eine Person die Verbindung zu dem bewahren kann, was ihre innere Stimme ihr immer wieder mitteilt, was sozusagen vom Herz zum Gehirn gesendet wird, sodass sie damit in Kontakt bleiben kann, weil ihr nicht von außen Dinge eingeredet, aufgezwungen oder angetragen werden.

Emmi Pikler hat durch jahrelange Beobachtungen feststellen können, dass jedes gesunde Kind die Fähigkeit in sich trägt, seine Bewegungskontrolle selbstständig zu steuern. Es ist daher nicht notwendig, ein Kind in bestimmte Positionen zu bringen, damit es diese erlernt. Konkret bedeutet das, es ist nicht notwendig, ein Kind auf den Bauch zu drehen, damit es lernt, sich auf den Bauch zu drehen, ins Sitzen zu bringen, damit es lernt zu sitzen, oder es an der Hand zu führen, damit es gehen lernt. Im Gegenteil: All diese „Hilfen“ führen dazu, dass das Kind die Erfahrung macht, dass es seinem eigenen Gefühl nicht trauen kann. Denn jede dieser vom Erwachsenen vorweg genommenen Positionen führen beim Kind zu einem physischen und in weiterer Folge zu einem psychischen Ungleichgewicht.

Ein Kind, das vom Erwachsenen vorzeitig ins Sitzen gebracht wird – und mit vorzeitig meine ich, bevor es seine Muskulatur soweit selbst entwickelt hat, über verschiedenste Übergangspalten Gleichgewichtserfahrungen machen konnte, die es dann eines Tages befähigen, frei und selbstständig zu sitzen. Das Ungleichgewicht eines vorzeitig ins Sitzen gebrachten Kindes wird meist durch Abstützen mit Polstern ausgeglichen. Nichtsdestoweniger spürt das Kind in dieser Position seine Unsicherheit. In dieser Situation fängt der Körper an, sich auf ein mögliches Fallen vorzubereiten, d.h. er erzeugt innere Anspannung. Dies ist die Ausgangslage, aus der heraus das Kind die Möglichkeit – oder Unmöglichkeit – hat zu spielen.

Eine weitere Erfahrung, die das Kind in dieser Position macht, ist die der Abhängigkeit: Wenn ihm ein Spielmaterial wegrollt, wird ihm sehr wohl und sehr schnell bewusst, dass es ihm nicht möglich ist, dies selbst zu holen. Es weiß nicht, wie es aus dieser sitzenden Position heraus kommen kann, da es ja auch nicht gelernt hat, selbstständig dorthin zu gelangen. Summa summarum, diese Erfahrung der Abhängigkeit und Unflexibilität wirkt sich nicht nur auf seine Körpererfahrung aus, sondern hat auch große Auswirkungen auf seine Persönlichkeitsentwicklung.

Diesen Zusammenhang zu vermitteln, ist nach wie vor ein großes Anliegen von Anna Tardos und ihren Mitarbeiterinnen im Pikler-Institut. Die Bedeutung der autonomen Bewegungskontrolle für die Persönlichkeitsentwicklung wird im Großen und Ganzen unterschätzt.

Und somit wären wir wieder bei dem Bild vom Kind, das unseren Umgang mit ihm prägt. Wenn ich ein Kind als Menschen sehe, der in sich ursprüngliches Interesse zum Tätigwerden trägt, dann werde ich ihm dafür Möglichkeiten anbieten. Dann werde ich ein Kind nicht in Positionen bringen, die es verunsichern, sondern werde dafür sorgen, dass es Bedingungen vorfindet, die ihm Wohlbefinden schaffen, sodass es die nächsten Aktivitäten dann durchführen kann, wenn es dafür bereit ist.

Im Probieren Neues erarbeiten

Im Pikler-Institut wird immer wieder beobachtet, dass das erste Zeichen menschlichen Interesses die Beschäftigung mit den eigenen Händen ist. Und das sogar über einen Zeitraum von drei bis vier Monaten. In dieser Zeit versuchen kleine Kinder, ihre eigenen Hände wahrzunehmen und sie im Laufe von Wochen als Teil ihrer selbst zu erkennen. Mit dieser Erkenntnis erfüllen sie die beste Voraussetzung, um sich mit diesen Händen Gegenständen zuzuwenden, sie mit ihren Händen begreifen zu lernen, in ihrer Beschaffenheit, ihrer Form und Oberfläche zu erforschen und mit ihren Möglichkeiten zu experimentieren.

Die dabei zu Tage tretende Geschicklichkeit und Vielfalt ihrer Experimente wäre die Grundlage, davon auszugehen, dass es nicht notwendig, sondern sogar kontraproduktiv ist, Kinder von außen motivieren zu wollen. Wir würden feststellen, mit welchem starkem innerem Antrieb Kinder aktiv werden. Wir würden erkennen, welche Ausdauer sie besitzen und wir würden staunen, dass darin die eigentliche Grundlage für Disziplin zu finden ist. Eine Eigenschaft, die Kindern gar nicht zugesprochen wird, weil es nicht in Verbindung gesehen wird mit Freude an der Tätigkeit, mit Spaß am Lernen und schon gar nicht mit Spiel. Und dieses Bild wiederum führt dazu, dass Kinder, sobald sie in die Schule kommen, Bedingungen vorfinden, die sie oft ihre Freude am Entdecken, ihre Wissbegier und Lernbereitschaft verlieren lässt. Was zur Folge hat, dass ihnen Faulheit angelastet wird und Disziplin anezogen werden muss.

Worauf ich auch in diesem Zusammenhang noch hinweisen möchte, ist die Tatsache, dass in unserem Erziehungs- und Schulwesen das Thema Fehler bzw. das Bewusstsein, einen Fehler machen, nach wie vor negativ besetzt ist. Mit der Folge, dass Kinder von Anfang an bzw. spätestens in der Schule damit konfrontiert werden, dass es Dinge gibt, die sie falsch machen. Das Fatale dabei ist, dass Kinder, die etwas Neues kennen lernen und sich daran erproben, noch nicht so an die Dinge herangehen wie es vielleicht im Verständnis des Erwachsenen liegt. Sie probieren aus und finden so heraus, wie etwas funktioniert. Der Begabungsforscher Heinrich Jacoby würde vom Erarbeiten sprechen und davon, dass „Erarbeiten bedeutet: immer am Falschen erfahren, entdecken, erarbeiten, was weniger falsch ist, und dadurch nicht nur zu erkennen, was richtig ist, sondern vor allem auch, wie das Richtige zustande kommt und warum gerade dieses das Richtige ist!“ (Heinrich Jacoby)

Diese Erfahrung ist jedoch vorwiegend dann möglich, wenn die gestellte Aufgabe zu bewältigen ist bzw. der Initiative des Kindes entspringt. Ist dies nicht gegeben, dann lässt auch sehr bald das Interesse nach. Das Verständnis, mit dem an dieser Aufgabe weiter gearbeitet wird, kann nie die Qualität haben wie jenes für eine Aufgabe, die sich das Kind selbst gestellt hat und für die es bereit ist, Mühe auf sich zu nehmen, um zu einem Ergebnis zu gelangen.

Richtig oder falsch ist beim Lernen ein relativer Begriff. Wie viele von uns haben als Kinder die Erfahrung gemacht, etwas ausprobieren zu wollen und dabei vom Erwachsenen mit den Worten „Lass das, das geht anders“ oder „Komm, ich helfe dir, so geht es schneller“ von dem

Vorhaben abgebracht zu werden. Dies hat für das Selbstbild Folgen, die jeder spürt, der solche Situationen erlebt hat. Wir sollten uns immer wieder daran erinnern, in solchen Momenten unsere hoch motivierten Kinder beim Lernen bewusster zu begleiten. Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein zu besitzen, es sich zu erarbeiten durch eine Begleitung, die einem Schritt für Schritt bestätigt, dass man in seinem Empfinden und in seinem Tun im Einklang ist, ist eine Erfahrung, die viele Erwachsene vermissen.

Selbstverwirklichung der Kinder als Chance für die Eltern

Seit ich Eltern und kleine Kinder begleite, wurde ich immer wieder mit Müttern und Vätern konfrontiert, die, wenn sie die Arbeit von Emmi Pikler kennenlernen, einerseits von einer großen Begeisterung erfüllt sind, jetzt wenigstens ihrem Kind eine solche Entwicklung zu ermöglichen. Andererseits empfinden sie Trauer, weil sie spüren, welche Möglichkeiten auch ihnen offen gestanden hätten. Dabei geht es um etwas zutiefst Menschliches, um das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung.

Durch das Beobachten der kindlichen Aktivität und das Erfahren von geteilter Freude in den Eltern-Kind-Gruppen wird etwas davon lebendig. Andererseits kann durch den Austausch in den daran anknüpfenden Gesprächsrunden verständlich werden, dass die Bereitschaft, den eigenen Kindern jetzt eine Begleitung zu ermöglichen, die dieser Eigeninitiative Rechnung trägt, auch eine große Chance für das eigene Wachsen bedeutet. Heinrich Jacoby sprach von „Nachentfaltung“. Nachentfaltung geschieht ausgehend von dieser Offenheit Tag für Tag schon allein durch ein verändertes Bewusstsein für menschliche Entwicklungsmöglichkeiten. Wir werden aufmerksamer, wacher, sensibler für den anderen genauso wie für uns selbst. Und wir beginnen zu stolpern, über Situationen und Erfahrungen, die sich nicht mehr stimmig anfühlen. Wir lernen die Unterschiede kennen. So haben wir die Möglichkeit, uns Schritt für Schritt uns selbst näher zu kommen.

Wünsche klar formulieren

Die Bereitschaft der Kinder, mit den Erwartungen der Erwachsenen zu kooperieren, ist von Anfang an vorhanden.

Mir wurde mit den Jahren klar, dass Kinder nie aus böser Absicht heraus zuwider handeln, geschweige denn uns provozieren wollen. Ihr Widerstand ist in den meisten Fällen ein Zeichen dafür, dass wir ihnen keine ausreichende Orientierung gegeben haben, und sie meist gar nicht wissen, was wir von ihnen erwarten. Einerseits, weil wir es nicht deutlich sagen, uns gar nicht auffällt, dass wir keine konkreten Informationen gegeben haben; andererseits, weil wir keine persönliche Sprache für unsere eigenen Bedürfnisse finden und die Kinder sich von einem „Jetzt liegt schon wieder die Jacke am Boden“ nicht persönlich angesprochen fühlen. Was noch dazu kommt, ist, dass wir misstrauisch sind gegenüber der Bereitschaft der Kinder, zu kooperieren und für den anderen zu sorgen. Dieses Misstrauen erweckt aber in ihnen ein starkes Unbehagen hinsichtlich ihrer Selbstwürde. So ist ihr Widerstand gegenüber den Erwartungen der Erwachsenen folglich ein Zeichen dafür ist, dass sie um ihre Würde kämpfen.

Das jüngste Beispiel, das ich in diesem Zusammenhang erlebt habe: Mein Sohn hat mir erzählt, dass seine Freundin Hausarrest bekommt, wenn sie ihrer Mutter nicht beim Kochen hilft. Er hat ihr dann geraten, sie solle sie doch einmal fragen, was das für einen Sinn mache. Worauf das Mädchen die Antwort bekam: „Damit sie lernt, mitzuhelfen.“

Kinder haben ein unglaublich feines Gespür dafür, ob wir von ihnen etwas aus Prinzip einfordern oder ein echtes menschliches Bedürfnis dahinter steckt. Wenn solche Forderungen unsererseits rein erzieherischen Charakter haben, werden sie nie dazu führen, dass Kinder lernen, sich aus eigenem Antrieb heraus sozial zu verhalten. Dazu kommt noch, ob wir ihnen zutrauen, prinzipiell bereit zu sein, uns zu unterstützen oder ob wir sie darum bitten, den Mülleimer auszuleeren und gleichzeitig gar nicht daran glauben, dass sie das auch tun werden. Dabei ist es nicht immer leicht für uns Eltern, das spontane „Ich mag aber nicht!“ unserer Kinder nicht als Ablehnung zu erleben, sondern zu verstehen, dass dieses „nein“ der Ausdruck von Unlust ist. Dies bedeutet aber nicht, dass unser Anliegen nicht wahrgenommen wird, wenn wir bestimmt bleiben und keinen Machtkampf anzetteln.

Wie oft erleben wir selbst, dass wir auf Bitten – egal ob im Beruf oder im Privatleben – im ersten Moment eine Ablehnung spüren. Diese Unlust hat aber nichts damit zu tun, ob wir letztendlich die Bitte unseres Gegenübers erfüllen werden oder nicht. Als Erwachsene zeigen wir diese „Unmutsäußerungen“ selten, wohingegen Kinder noch sehr direkt sind. Wenn wir ihnen diese Gefühle aber genauso zugestehen können, dann kommt es zu weniger Konflikten und vor allem nicht zu den leidvollen Erfahrungen bei Kindern, wenn sie in ihrem Empfinden nicht ernst genommen werden oder glauben, kein Recht darauf zu haben, so zu empfinden. Durch dieses Verständnis für die kindlichen Verhaltensweisen können viele Missverständnisse in der zwischenmenschlichen Kommunikation geklärt werden, sodass ein harmonischeres Miteinander zwischen großen und kleinen Menschen möglich wird.

Was mir in meiner Arbeit mit Eltern zusätzlich bewusst geworden ist, dass nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene Menschen sind, die um ihr Recht auf Würde und Anerkennung kämpfen. Und dies macht jeder auf seine Weise. Dabei nicht immer so, dass es dem Gegenüber leicht fällt, die guten Gründe für ein mehr oder weniger forderndes Verhalten zu verstehen und dann dementsprechend einfühlsam und verständnisvoll reagieren zu können. Die Erkenntnis, dass aggressives Verhalten aus einem frustrierten Bedürfnis heraus wächst, wertvoll für das Leben des anderen zu sein, hat mein Verständnis von so genanntem „asozialem“ Verhalten verändert. Dadurch wurde es mir leichter möglich, Kindern und Erwachsenen so zu begegnen, dass sie sich als Menschen ernst genommen erleben, mit all ihren Bedürfnissen, Nöten und Schwierigkeiten.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ wäre die im christlichen Sinne übertragene Beschreibung der Erfahrung von Selbstempathie als Voraussetzung für empathisches Verstehen. Es erscheint mir ausschlaggebend, um eine pädagogische Arbeit wie die von Emmi Pikler lebendig werden zu lassen und in einer natürlichen Weise umsetzen zu können, sodass sie nicht als Methode, sondern als eine Haltung und Einstellung verstanden wird. Es ist eine große Herausforderung, aber auch eine Bereicherung. Es weist uns darauf hin, dass es letztendlich darum geht, Verantwortung für die eigenen Bedürfnisse und Grenzen zu übernehmen, und dies nicht als Bürde zu erleben, sondern letztendlich als Erleichterung, als Wachstumsprozess, der Lebensqualität mit sich bringt.

„Die Essenz besteht darin, das Herz eines Kindes zu entwickeln, angefüllt mit Wundern, Hoffnung und Vertrauen.“ Das war die Botschaft von Babuji, eines spirituellen Meisters aus Indien an seine Schüler.

Als ich vor 14 Jahren Mutter eines Sohnes wurde, konnte ich erfahren, mit wie viel „Wundern, Hoffnung und Vertrauen“ mir dieses kleine Wesen begegnete. Der Blick, mit dem uns Säuglinge bei ihrem Start ins Leben erwarten, spricht von diesem Wundern über die oft gar nicht immer gleich als so freundlich erlebte Welt, vom Hoffen auf bestmögliches

Empfangen werden und dem Geschenk des Vertrauens an uns dafür, dass wir sie menschenwürdig ins Leben begleiten.

Wien, 2006

Mag. Daniela M. I. Pichler-Bogner
Pikler®-Dozentin, Montessori-Pädagogin
Family Counsellor nach Jesper Juul

pichler-bogner@chello.at
www.pikler-hengstenberg.at